

flashMOOCs – Transkript

Die Videoreihe flashMOOCs der Universität Bern ermöglicht Ihnen einen Einblick in attraktive Lerninhalte zu wissenschaftlich und gesellschaftlich aktuellen Themen.

Video: «Banken und Finanzkrisen»

Autor: Prof. Dr. Aymo Brunetti, Volkswirtschaftliches Institut, Universität Bern,
www.vwi.unibe.ch

Lizenz: Lizenziert unter einer [Creative Commons Namensnennung 4. International Lizenz](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Link: http://www.flashmoocs.unibe.ch/themen/banken_und_finanzkrisen

«Die letzte grosse Finanzkrise traf die Weltwirtschaft im Jahr 2008. Sie hatte das Potential, zu einer so einschneidenden wirtschaftlichen Katastrophe zu werden wie die Grosse Depression der 1930er Jahre. Das bedeutet: zu einer Kombination aus Bankenzusammenbrüchen und einem schweren, jahrelang anhaltenden Einbruch der Weltwirtschaft.

Um die Finanzkrise zu verstehen, müssen wir wissen: Wie Banken funktionieren, welchen Risiken sie ausgesetzt sind, und wie Banken untereinander geschäfteten. Damit werden wir das Entstehen der Finanzkrise 2008 begreifen sowie die globale Wirtschaftsreaktion auf die Krise.

1. Wie Banken funktionieren

Banken lösen Probleme unterschiedlicher Gesellschaftsmitglieder: Sparer*innen möchten ihr Geld an einem sicheren Ort wissen, aber jederzeit wieder abheben und für Zahlungen verwenden können. Sie möchten es also nur sehr kurzfristig binden.

Kreditnehmer*innen hingegen, seien das Einzelpersonen oder Firmen, möchten sich für einen längeren Zeitraum Geld leihen. Da sie in Immobilien oder Maschinen investieren, die sich nicht kurzfristig verkaufen lassen.

Banken benutzen die Einlagen vieler Sparer*innen als Basis für die Vergabe langfristiger Kredite. Diese Koordination der unterschiedlichen Zeiträumen von Sparer*innen und Kreditnehmer*innen

heisst *Fristentransformation*. Dies ist der grosse wirtschaftliche Vorteil von Banken. Das ist möglich, weil an einem normalen Tag nur ein kleiner Teil des eingelegten Geldes abgehoben wird.

Diese und weitere wichtige Mechanismen der Finanzkrise lassen sich am Modell einer stilisierten Bankbilanz erläutern. Zunächst betrachten wir eine ganz einfache Bank, die ausschliesslich in der Kreditvergabe tätig ist.

Eine Bilanz stellt dar, was jemandem gehört und wie das finanziert ist. Auf der linken Seite steht, was der Bank gehört. Das ist die Verwendungsseite. Und auf der rechten Seite sieht man, woher diese Mittel kommen. Das ist die Mittelherkunftsseite.

Bei einer einfachen, traditionellen Bank kommen die Mittel von den Kundeneinlagen. Dieses Geld wird als Basis für die Kreditvergabe verwendet.

Das ist riskant. Denn, wenn ein Schuldner ausfällt, ist dieses Geld für die Bank verloren. Diesen Verlust muss die Bank absichern können mit Geld, das ihr selber gehört. Das nennt sich Eigenkapital.

Bei Banken ist der Anteil an Eigenkapital in der Regel klein.

Was denken Sie: Wie viel Prozent der Bilanzsumme deckte eine typische Grossbank durch Eigenkapital vor der Finanzkrise 2007?

Die richtige Antwort ist 2 Prozent. Vor 100 Jahren lag der Anteil bei rund 20 Prozent. Nach dem zweiten Weltkrieg sank der Anteil von 10 auf etwa 5 Prozent. In der Boom-Phase vor der Krise machte das Eigenkapital nur rund 2 Prozent der Bilanzsumme aus. Das bedeutet, dass 98 Prozent der Bank mit Fremdkapital finanziert wurden.

Würde die Bank kein Geld ausleihen, dann wäre sie ein reiner Tresor. Sie würde Ihr Geld in einen Tresor legen und da würde es liegenbleiben. Stattdessen verwendet die Bank das eingelegte Geld als Grundlage für die Vergabe von Krediten – zum Beispiel an Eigentümer*innen von Immobilien oder an Unternehmen.

Eine Bank muss jederzeit in der Lage sein, den Kund*innen Bargeld ausbezahlen. Deshalb braucht sie auf der Verwendungsseite auch einen gewissen Bestand an Bargeld. In der Regel hält sie diesen Bestand möglichst klein, denn bei der Kreditvergabe verdient sie am Zins. Mit Bargeld hingegen verdient sie keinen Zins.

Der Gewinn der Bank kommt daher, dass sie uns Einleger*innen einen tieferen Zins zahlt, als sie bei der Kreditvergabe erhält. Das ist die sogenannte Zinsdifferenz, das Fundament des einfachen Bankgeschäftes. Die Zinsdifferenz entschädigt die Bank für die Kosten bei der Kreditvergabe, also etwa die Prüfung der Kreditnehmer*innen und ihrer Projekte.

2. Risiken von Banken

In einer Bankbilanz sind zwei Posten auffallend klein. Und dort liegen auch die Hauptrisiken: Erstens beim wenigen Bargeld und zweitens beim geringen Eigenkapital. Das Erste führt zum Liquiditätsrisiko, das Zweite zum Solvenzrisiko.

Das Liquiditätsrisiko ist bei Banken besonders ausgeprägt. Es kommt dadurch zustande, dass Bankkunden jederzeit das Recht haben, ihr Geld abzuheben. Gleichzeitig verwenden Banken aber das eingelegte Geld als Basis für die Vergabe von Krediten. Dieses Geld kann nicht sofort zu Bargeld gemacht werden. Banken halten trotzdem nur wenig Bargeld, weil sie darauf keinen Zinsertrag erzielen können.

Der kleine Bestand an Bargeld setzt Banken dem Risiko eines sogenannten Bankensturms aus. Das Bargeld der Bank reicht nicht aus, wenn sehr viele Sparer*innen ihr Geld gleichzeitig abheben wollen.

Wenn Kund*innen befürchten, ihre Bank sei in Schwierigkeiten, heben sie alle ihr Geld gleichzeitig ab. Damit lösen sie genau die befürchtete Zahlungsunfähigkeit der Bank aus, weil so der Bank sehr schnell das Geld ausgeht.

Vor dem zweiten Weltkrieg kamen derartige Bankenstürme häufig vor. Der verheerendste Bankensturm der Geschichte löste die Grosse Depression der 1930er-Jahre aus.

Daraufhin fand man eine wirtschaftspolitische Lösung für dieses Problem: die Einlagesicherung. Eine Einlagesicherung bewahrt im Falle einer Krise die Kund*innen einer Bank vor dem Verlust ihres Guthabens. In der Schweiz sind zum Beispiel die ersten hunderttausend Franken Kundenguthaben versichert.

Im Falle einer Insolvenz einer Bank bietet die Einlagesicherung eine Garantie. Sie garantiert, dass der Staat einspringt und diese Kundengelder ausbezahlt. Damit haben Kund*innen keine Veranlassung mehr ihr Geld abzuheben, selbst wenn die Bank in Schwierigkeiten ist. Seit der Einführung dieser Absicherung gab es praktisch keine klassischen Bankenstürme mehr.

Das zweite wichtige Risiko ist das Solvenzrisiko. Wenn ein Unternehmen Verluste erleidet, müssen diese durch die Eigentümer*innen, also die Eigenkapitalgeber, getragen werden. Sind die Verluste zu gross, kann das Unternehmen insolvent werden. Die Schulden sind dann grösser als das, was dem Unternehmen gehört.

Bei unserer einfachen Bank entstehen solche Verluste, wenn der Wert der Kreditforderungen sinkt. Das reduziert das Eigenkapital der Bank. Haben Banken viele Kredite an Unternehmen gegeben, die durch eine Krise zahlungsunfähig werden, können Banken dadurch insolvent werden.

Da Banken sehr wenig Eigenkapital haben, ist das Risiko relativ gross, dass sie nicht alle Verluste auffangen können. Entsprechend bedeutend ist das Solvenzrisiko im Bankenwesen.

3. Wie Banken untereinander handeln

Um die Entstehung der Finanzkrise zu verstehen, müssen wir unsere stilisierte Bilanz ausbauen: mit dem Wertpapiergeschäft und dem Geldmarkt. Das sind ein zusätzliches Geschäft und eine zusätzliche Finanzierungsform. Banken verschuldeten sich in grossem Stil auf dem Geldmarkt, um in Wertpapiere zu investieren.

Auch hier versuchen die Banken über die Zinsdifferenz zu verdienen. Wertpapiere sind Schulden gegenüber der Bank, womit sie Einkünfte generieren kann.

Vor der Finanzkrise gewann eine zweite Finanzierungsform (neben den Kundeneinlagen) an Bedeutung: Geldmarktschulden. Hierbei nehmen Banken zusätzliche Schulden auf – und zwar nicht bei uns Kund*innen – sondern auf dem Geldmarkt bei anderen Banken und Grossunternehmen.

Ähnlich wie Kundeneinlagen sind diese Schulden sehr kurzfristig. Das heisst: Geldmarktschulden sind Kredite an die Bank. Üblicherweise laufen sie nur einen Tag und müssen dann zurückbezahlt oder erneuert werden.

Wie bei der Kreditvergabe verdienen die Banken Geld mit dem Zins. Sie zahlen dem Geldmarkt weniger Zins, als sie durch Wertpapiere verdienen.

Im Vorfeld der Finanzkrise mussten Banken für diese Kredite tiefe Zinsen bezahlen. Diese Finanzierung war also relativ billig und leicht zugänglich. Sie konnte also über Jahre hinweg problemlos jeden Tag wieder erneuert werden.

Sobald man sich auf dem Geldmarkt verschuldet, verschuldet man sich eben nicht bei Kund*innen sondern bei anderen Unternehmen und – vor allem – bei anderen Banken.

Verschuldet sich eine Bank bei einer anderen Bank, gibt sie ihr einen Schuldschein und erhält dafür Geld. Für die Bank, die das Geld leiht, ist der Schuldschein ein Wertpapier, das auf der Verwendungsseite ihrer Bilanz steht. Geht nun die Schuldner-Bank konkurs, wird der Schuldschein für die andere Bank wertlos und muss abgeschrieben werden. Dieser Verlust vermindert das Eigenkapital und kann die Bank nun ihrerseits in die Insolvenz treiben.

Genau das war ein grosses Risiko, denn vor der Finanzkrise waren die Banken untereinander stark vernetzt, da sie einander viele kurzfristige Kredite gaben.

4. Was führte zur Finanzkrise ab 2008?

Jetzt haben wir alle Grundlagen, um die Finanzkrise zu verstehen. Im Folgenden beschreiben wir, was unmittelbar nach dem Konkurs der amerikanischen Investmentbank Lehmann Brothers abgelaufen ist. Es handelt sich um eine sich selbst verstärkende Abwärtsspirale. Dies ist der Grundmechanismus jeder Finanzkrise.

Das Spezielle an einer Finanzkrise ist, dass alles extrem schnell ablaufen kann. Das Finanzsystem kann buchstäblich innerhalb von Stunden zusammenbrechen. Hätte man die Spirale bei der letzten Finanzkrise nicht rechtzeitig gestoppt, wäre wahrscheinlich das globale Finanzsystem zusammengebrochen, mit fatalen Folgen für uns alle.

In den Jahren vor der Finanzkrise war die globale Wirtschaftslage ausgesprochen gut. Man konnte auf den Finanzmärkten leicht viel Geld verdienen und die Risiken wurden immer weniger gesehen.

Wie bereits erwähnt, haben Banken insbesondere ihr Handelsgeschäft stark ausgedehnt. Sie kauften immer mehr Wertpapiere, finanziert über kurzfristige Geldmarktschulden. Mit der Zeit kauften die Banken auch sehr riskante Wertpapiere. In der guten Wirtschaftslage waren diese Risiken aber nicht leicht zu erkennen.

Aus verschiedenen Gründen wuchsen im Jahr 2007 und zunehmend im Jahr 2008 Zweifel an der Werthaltigkeit dieser Wertpapiere. Besonders jene Wertpapiere, die mit dem US-amerikanischen

Häusermarkt zusammenhängen, wurden in Bezug auf ihre Werthaltigkeit immer mehr in Zweifel gezogen. Deshalb begannen immer mehr Finanzmarktteilnehmer, diese Papiere zu verkaufen.

Weil das Vertrauen in diese Wertpapiere abnahm und es keine Käufer gab, begannen die Preise jener Wertpapiere stark zu sinken. Das löste für alle Banken die Abwärtsspirale aus.

Weil Banken viele von diesen Wertpapieren in ihren Bilanzen hatten, schrumpfte durch die Verluste ihr Eigenkapital empfindlich. Somit verschlechterte sich die Solvenzsituation der betroffenen Banken immer mehr.

Das alles lief relativ schnell ab und betraf global viele Banken gleichzeitig. Dadurch war schwer zu beurteilen, wie solvent die einzelnen Banken noch waren. Es wurde plötzlich zu einem Problem, dass die Banken diese Wertpapiere mit kurzfristigen Geldmarktschulden finanziert hatten. Sie mussten diese Schulden ja jeden Tag erneuern.

Raten Sie: Welchen Anteil Ihrer Gesamtfinanzierung musste Lehman Brothers kurz vor der Insolvenzanmeldung jeden Tag erneuern?

Die richtige Antwort ist ein Drittel oder 200 Milliarden USD. Mit diesem Betrag könnten Sie für jeden in der Schweiz lebenden Menschen ein neues Familienauto kaufen.

Solche kurzfristigen Geldmarktschulden waren in der Vergangenheit kein Problem. Jetzt wurde es für die Banken aber immer schwieriger. Denn auf einmal war unklar, ob diese Banken noch solvent waren, also ob sie genügend Geld hatten, um ihre Schulden zurückzubezahlen. Als Folge davon erhielten sie weniger Geld auf dem Geldmarkt. So wurde aus einem Solvenzproblem ein gravierendes Liquiditätsproblem, also das andere bereits beschriebene Problem der Banken.

Es war letztlich wie bei einem Bankensturm. Aber 2008 wollten nicht die Kund*innen ihre Gelder zurück, sondern die Geldmarktschuldengeber erneuerten ihre Kredite nicht mehr. Der Effekt war aber der gleiche: Den Banken ging in rasendem Tempo das Geld aus.

Niemand erwartete einen Bankensturm, weil man dachte, es gebe ja eine Einlagesicherung. Aber für Geldmarktschulden gibt es keine Einlagesicherung.

Um zahlungsfähig zu bleiben, mussten die Banken schnell wieder an Bargeld kommen. Dafür mussten sie Dinge verkaufen, die ihnen gehörten und zu Geld machen. Eine Bank, die kaum noch Bargeld hat, besitzt noch zwei Dinge: Kreditforderungen und Wertpapiere.

Kredite sind kaum verkäuflich. Das sind Einzelverträge, die man nicht einfach und vor allem nicht rasch auf einem Markt verkaufen kann. Wertpapiere hingegen kann man auf dem Markt verkaufen. Deshalb begannen alle betroffenen Banken, ihre Wertpapiere auf den Markt zu werfen, um an Bargeld zu kommen. Weil das aber alle gleichzeitig taten, waren nur Verkäufer da und praktisch keine Käufer. Die logische Konsequenz einer solchen Situation ist, dass die Preise sinken. So fielen die Wertpapierpreise noch einmal stark. Das betraf nicht nur die Preise zweifelhafter Wertpapiere, sondern aller Wertpapiere.

Damit kam das System wieder an den Ausgangspunkt der Spirale. Weil die Wertpapierpreise noch einmal in grossem Umfang fielen, sank das Eigenkapital weiter. Und dadurch verschlimmerten sich die Solvenzprobleme zusätzlich.

Typisch für eine Finanzkrise ist also, dass sich Liquiditätsrisiken und Solvenzrisiken gegenseitig aufschaukeln. Und der verzweifelte Versuch der Banken zu Liquidität zu kommen, stellte die Solvenz des gesamten Bankensystems in Frage.

Dreht sich diese Spirale ungebremst weiter, würde sie in kurzer Zeit das gesamte Finanzsystem in den Abgrund reissen.

5. Die globale politische Reaktion

Die internationale Politik befürchtete eine Wiederholung der Grossen Depression der 1930er-Jahre; als Serien von Bankenzusammenbrüchen den schlimmsten weltwirtschaftlichen Einbruch des letzten Jahrhunderts auslösten.

Die Wirtschaftspolitik versuchte zuallererst, die Banken davon abzuhalten, immer mehr Wertpapiere zu verkaufen, um liquide zu bleiben. Denn dadurch wären diese Wertpapiere wertlos und immer mehr Banken insolvent geworden. Auch solche Banken, die qualitativ hochstehende Wertpapiere hatten.

Die erste Massnahme bestand deshalb darin, dass die Zentralbanken den Banken Geld gaben und dafür deren Kreditforderungen oder Wertpapiere als Sicherheit übernahmen. Diese Liquiditätshilfe ist keine Bankenrettung im eigentlichen Sinn sondern ein Tauschhandel. Banken erhalten von der Zentralbank Liquidität im Tausch gegen hochwertige Wertpapiere. Genau dafür wurden Zentralbanken geschaffen. Denn schon im 19. Jahrhundert gab es immer wieder Finanzkrisen, als eigentlich solventen Banken rasch die Liquidität ausging.

Dennoch brauchte es eine zweite Massnahme. Weil viele Wertpapiere praktisch wertlos waren, wegen der sorglosen Geldvergabe in der Vorkrisenzeit, reichte die Liquiditätshilfe alleine nicht aus. Sie nützt nämlich nichts, wenn die Banken aufgrund von wertlosen Wertpapieren insolvent werden.

Es wurde schnell klar, dass drastischere Massnahmen nötig waren, um einen Zusammenbruch des Bankensystems zu verhindern. Die Massnahme bestand darin, Banken vor der Insolvenz zu bewahren, indem der Staat das Eigenkapital der Bank stärkte.

Die Kombination aus Liquiditäts- und Solvenzhilfe stoppte die Abwärtsspirale. Dies verhinderte Bankenzusammenbrüche in grossem Stil.

Dafür musste man aber drastische Massnahmen treffen. Solvenzhilfe ist nämlich nichts anderes als die direkte Subvention einer Bank. Eine Subvention, die mittels Steuergelder Banken rettet, die sich durch riskantes Verhalten in lebensbedrohliche Schwierigkeiten gebracht haben.

Die Alternative wäre aber so unattraktiv gewesen, dass den Behörden nichts anderes übrigblieb. Der Zusammenbruch grosser Banken oder gar des Bankensystems hätte zu einem monumentalen Wirtschaftseinbruch geführt. Zur Illustration: Während der Grossen Depression halbierte sich die US-Industrieproduktion und die Arbeitslosenquote stieg von 3% auf über 25% an. Dank der beschriebenen Massnahmen konnten solche Horrorszenarien vermieden werden.

Viele Ingredienzen dieser Finanz- und Wirtschaftskrise ähnelten denen der Grossen Depression. Weil man aber aus der Analyse der Krise der 1930er Jahre gelernt hatte, konnte man eine zweite Grosse Depression verhindern.

Insbesondere drei Lehren wurden aus der Grossen Depression gezogen:

(1) Verhindere Bankenstürme, (2) rette systemrelevante Banken und (3) absorbiere den Effekt auf die Wirtschaft mit umfangreicher Geld- und Fiskalpolitik.

Diese Präsentation konzentrierte sich auf die ersten beiden Massnahmen, die in direktem Zusammenhang mit den Banken und dem Finanzsystem stehen.

Die wichtigste Lektion aus dieser Krise ist klar: Es ist ausserordentlich gefährlich, wenn grosse Banken mit dünner Eigenkapitaldecke gewaltige Risiken eingehen. Ist die Bank nämlich gross genug, bleibt dem Staat nichts anderes übrig, als sie im Krisenfall zu retten.

Das ist mit einem fairen marktwirtschaftlichen System nicht vereinbar. Deshalb wurden im Nachgang der Krise international koordinierte Anstrengungen unternommen, um über Regulierungsanpassungen das Bankensystem krisenfester zu machen.

Zentral waren dabei die deutlichen Erhöhungen der Kapitalanforderungen, insbesondere für systemrelevante Banken. Diese Forderungen wurden im sogenannten Basel-Prozess beschlossen und sind inzwischen weitgehend umgesetzt.

Weitere Informationen: www.flashmoocs.unibe.ch